

# Die Vision des lebendigen Moments

## Was hat ein Schiff an Land mit Erkenntnis zu tun?

Von Bernd Nixdorf

Wir sitzen in der engen, aber gemütlichen Kajüte der *Joyce-Medea*. Ein kleiner Holzofen verbreitet behagliche Wärme. Es stürmt gewaltig, Windrichtung wahrscheinlich Nordnordost, Regen trommelt hypnotisierend aufs Dach, peitscht die Bordwand, der Sturm rüttelt an den Fenstern. In einer schmiedeeisernen Pfanne auf dem Ofen brutzeln Eier, Zucchini, Tomaten. Mir gegenüber sitzt Boris Pietsch, Schauspieler, Kung-Fu-Lehrer, bekleidet mit Schottenrock und Husarenjacke. Befänden wir uns auf hoher See und wüßten nicht den beruhigend sicheren und festen Boden des Saarbrücker Landwehrplatzes unter uns, wäre mir nun schlecht. »Der Teufel soll mich holen«, denke ich, »wenn das nicht surreal ist«.

»Da steht ein Schiff auf dem Landwehrplatz.« Sieben schlichte Wörter, die in dieser Reihenfolge einen Satz bilden, der vor dem 10. Oktober 2012 wohl noch nie in der langen Geschichte der Stadt ausgesprochen wurde. Ich frage Boris Pietsch: »Wie kam es dahin, und warum steht es da?« Er zögert und ich beschränke die Frage vorerst auf das »Wie«, das, wie ich glaube, relativ schnell und einfach beantwortet werden kann. Ich Ahnungsloser. Schmunzelnd antwortet Pietsch: »Auch das ist schon eine wahnsinnig lange Geschichte.« Das Aufnahmegerät läuft, ich vergewissere mich der mitgebrachten Ersatzbatterien, lehne mich zurück und folge dem mit klangvoller Stimme vorgetragenen Mäander seiner Erzählung.

Das war im November 2012. Seit diesem ersten Gespräch bin ich stark involviert in die Aktionen um das Schiff, habe den objektiven Blick verloren und rechtfertige damit Inhalt und Stil dieses Artikels, der anfänglich als Interview geplant war. Wer sich aber länger als zehn Minuten mit Boris Pietsch unterhält (und kürzer geht eigentlich gar nicht, da das der zumindest gefühlten Durchschnittslaufzeit eines seiner Gedankengänge entspricht), erkennt, daß er es mit einem Suchenden zu tun hat, dem sehr schwer mit einem simplen Frage-Antwort-Spiel nachzuspüren ist.

Jemand, dem das Suchen selbst weit wichtiger und lebensgestaltender ist als das Finden, was letztlich immer nur einen Abschluß bedeutet und den Anfang einer neuen Suche. Für ihn zumindest scheint das so zu sein. Glaube ich, so verstanden zu haben. Im O-Ton klang das im November zusammengefaßt so:

*Ich habe vor über einem Jahr damit angefangen, mich intensiv damit auseinanderzusetzen, wie ich Kunst machen kann, in der ich selber vorkomme, wo ich mich nicht im Ringen um Verhältnisse aufreibe oder in Systematiken gesteckt werde, die mir letztendlich die Arbeit, um die es mir geht, unmöglich machen, was, wenn man wie wir alle, in ökonomischen Zusammenhängen steckt, nicht so einfach ist. Irgendwann kam ich zu dem Punkt, an dem ich gesagt habe, ich würde am liebsten meine Wohnung verkaufen und einen Container ausbauen, mit Fensterfront, Wintergarten und so weiter. Den könnte man theoretisch überall aufstellen, was auch meiner Lebenssituation als Schauspieler mit wechselnden Engagements gerecht werden würde. Kurz vor Beginn der Proben zu dem Stück Die Stunde der Komödianten in der Feuerwache, in dem ich die Rolle des Major Jones spiele, der die spinnerte Idee eines Sabib House Golf-Clubs hat, kam mir der Gedanke, einfach selber diesen Club zu gründen, und zwar in Form eines Containers auf dem freien Platz vor der Feuerwache, in dem ich lebe und wohne und Künstler einlade. Dem Theater, dem ich ein Konzept dafür vorgelegt habe, gefiel die Idee, und man wollte sich um die Genehmigung dafür kümmern. Was dann aber nicht so einfach gelaufen ist, aber ich hatte die Gewißheit der Unterstützung meiner Idee. Inzwischen gibt es den Sabib House Golf-Club zumindest virtuell, und dieses Schiff ist ein Teil davon. Ebenso wie das Künstler-Camp, das im Sommer für 96 Stunden auf dem Max-Braun-Platz neben der Feuerwache aufgebaut war, handelt es sich um eine Umsetzung der »Spinnerei« des Sabib House Golf-Clubs in die Realität. Aus diesem Grund nennt sich das Ganze auch im Untertitel Spinnerei trifft Wirklichkeit.*

Die Wirklichkeit übrigens macht sich während unseres Gespräches immer wieder



bemerkbar, z. B. durch ein paar Jugendliche, die, nachdem sie den Schiffsrumpf auf seine Brauchbarkeit als Perkussionsinstrument hin abgeklopft haben, nun, da das Unwetter nachgelassen hat, auf Deck diese eine Szene aus *Titanic* nachstellen. Pietsch fährt unbeirrt fort:

*Was sich bisher ergeben hat und sich auch künftig ergeben wird, folgt keinem Plan. Es hat auch mit der Zeit zu tun, in der ich hier am Theater eine Festanstellung hatte und plötzlich spürte, keine Träume mehr zu haben. Ökonomisch beruhigend einerseits, aber auch desillusionierend – mir wurde klar, wie wichtig Träume, Ziele, Pläne und Visionen sind. Der Fehler, den ich aber bis dahin immer wieder begangen habe, war, zu glauben, daß diese Träume, Ziele, Pläne und Visionen etwas sind, was in ferner Zukunft liegt, dem man hinterberlaufen muß und zu dessen Sklave man letztlich wird. Man ist ein Sklave seines eigenen Traumes und ist kein freier Mensch mehr. Ich halte derartige Zukunftsentwürfe für einen Fehler, einen Menschheitsfehler, den ich nicht begehen will. Die Visionen, die ich jetzt in die Welt setze, so auch die dieses Schiffes, sind nicht für die Zukunft gedacht, sondern für den Moment. Sie sind dazu da, diesen Moment »zu befeuern«, ihm eine Richtung zu geben. Wo das dann landet, damit haben sie nichts mehr zu tun. Womit wir bei den Problemen unserer gegenwärtigen Ökonomie sind, in der jeder glaubt beziehungsweise glauben gemacht wird, daß er sich verwirklichen kann, indem er an den Topf kommt, an den*

*Kuchen. Man tut sein Leben lang Dinge, die man überhaupt nicht tun will, nur weil man glaubt, daß man, indem man zum Beispiel möglichst viel Kapital akkumuliert, frei wäre, indem man das Kapital für sich arbeiten lassen kann. Das aber ist ein Trugschluß, denn das Kapital ist ein Dämon, nach dessen Gesetzen man handeln muß, wodurch man doch wieder nur zum Sklaven dieses Dämons wird. Sich dem zu entziehen, ist eine schwere Aufgabe, die man als Individuum gar nicht so leicht packen kann. Man kann aber Angebote machen, um andere Individuen in den Dialog und in die Begegnung zu verführen, und somit versuchen, andere Netzwerke aufzubauen, indem man die Leute mit ins Boot nimmt. In diesem Sinne ist das Schiff auch eine Art Leuchtturm.*

Menschen in Begegnungen zu verführen: Das wurde bereits in einer Talkshow im Rahmen des Künstler-Camps umgesetzt. Eine Idee, die auch im Ambiente des Schiffes weitergeführt werden soll. Menschen in Begegnungen zu verführen: Das ist dort auch schon durch einige Veranstaltungen gelungen. Eine Ausstellung unter dem Titel *Lockbuch* und zwei literarische Ereignisse unter dem der Jahreszeit angemessenen Motto »Literarischer Grog« ermöglichten spontane Begegnungen und Gespräche zwischen einander zum Teil vollkommen unbekanntem Menschen, die, sich dichtgedrängt im intimen Raum der kleinen Kajüte wiederfindend, literarischen Texten

lauschten und über Lebensentwürfe sprachen, über Privates, sehr Persönliches redeten. Gelesen wurden eigene Texte, fremde Texte; jemand, der zufällig vorbeikam, trug den einzigen Text, den er je geschrieben hat, aus dem Gedächtnis vor. Erstaunlich. Als würde man alte Gewohnheiten über Bord werfen und sich bereitwillig in unbekannte Abenteuer stürzen. Schon der Zugang gestaltet sich anders, umständlicher als wir es gewohnt sind. Eine Leiter hoch, durch einen engen Einstieg und wieder ein paar Stufen hinab in die Kajüte – wenn man dort endlich angekommen ist, hat man bereits genügend Alltag abgeschüttelt, fühlt sich weit genug draußen auf See, um sich auf jegliches Gedankenspiel einzulassen. Und so wird das Schiff zu einem Ort des Gesprächs, des Beisammenseins, der etwas anderen Kommunikation. Ein Ort, an dem »Spinnerei« sich in eine vordergründig surreal und absurd erscheinende Gegenständlichkeit verwandelt, wo immer wieder lange oder kurze Gespräche vorhandene Sichtweisen ändern, beeinflussen oder in Frage stellen. In Pietschs eigenen Worten:

*Eine Gebärmutter aus der durch Begegnungen etwas Lebendiges entsteht, das sich selbst weiterentwickelt und, im optimalen Fall, selbst verwirklicht, kein Produkt. Jeder künstlerische Ausdruck, den ich bei jemandem sehe oder den ich in mir selber erlebe, ist letztendlich ein Angebot, das in die Welt hinausgebracht wird, und das nach einem Kommunikationspartner sucht, mit dem ich mich über das, was mir zutiefst wichtig ist, auseinandersetzen kann.*

Und mag es, man ahnt es schon, stellenweise als eine nicht uneitle Selbstinszenierung erscheinen (der Mann ist Schauspieler, Künstler – da ist das normal), ist es eine solche allenfalls im Ansatz. Die Inszenierung verschwindet sehr schnell in dem Gesamt dessen, was sich da an einem Abend entwickelt. Pietsch, vom eigenen Erkenntnisinteresse getrieben, schafft einen mehr als nur dreidimensionalen Raum, ein Gedankenatelier, in dem jeder, der ihn betritt, durch das, was er kommuniziert, zum Künstler wird und in seiner Reaktion zum mitgestaltenden Interpreten. Ich denke an Umberto Ecos Begriff vom »offenen Kunstwerk«. Der Künstler bietet dem Interpreten ein zu vollendendes Werk an. Er selbst kann dadurch nicht mehr bestimmen, welcher Art diese Vollendung in dem bzw. durch den Interpreten sein wird. Und das will er auch gar nicht. Es ist die größtmögliche Freiheit, die der Künstler so mit seinem – nie wirklich voll-

endeten – Werk in die Welt setzt. Und Freiheit ist in Pietschs Ideenlabyrinth wohl irgendwo in der Nähe des Ausgangs zu finden, aber ich bezweifle, daß sie den Ausgang selbst darstellt. Ihm scheint mehr daran zu liegen, diese Freiheit in der Suche ständig neu zu erleben. Kein Ziel, kein Produkt, das, wie gesagt, zum Sklaven seiner eigenen Erfüllung macht. Kein Weg, der das Ziel ist, sondern ein beständiges Gehen, Bewegen und Kommunizieren.

Aber wie fragt man unter diesen Rahmenbedingungen nach Plänen für die Zukunft, nach dem, was als nächstes ansteht? Ist Pietsch nicht doch bereits der Sklave des nächsten Veranstaltungstermins? Nein, wird er wohl sagen, denn die Kunst ist die Zeit bis dahin, die Bewegung darauf zu. Die Veranstaltung selbst wird die vorübergehende, in ihrem Verlauf unbestimmte und unbestimmbare Manifestation einer Idee. Ob und inwiefern das (immer) gelingt, wird der Lauf der Dinge zeigen. Zum Beispiel, wenn am 19. Februar aus Anlaß des achten Todestages von Hunter S. Thompson ein weitere Veranstaltung, diesmal unter dem Motto GONZO, stattgefunden haben wird und bei der ich diesen Text, den Sie gerade in Händen halten, vorgelesen haben werde. Daß es sich bei diesem Text im Pietschschen Sinne »nur« um die Manifestation des Schreibens des Textes handelt, das für sich genommen die eigentliche Bewegung und Bedeutung des Textes ausmacht, sollte inzwischen hinlänglich klar geworden sein. Abgabetermin, redaktionelle Bearbeitung, Korrekturen: All das wird mich im Weiteren zum Sklaven des Textes gemacht haben. Frei im künstlerischen Gestalten bin ich nur gerade jetzt, während des Schreibens, auf einem Weg, der wohin auch immer führen wird.

Wo aber führt der Weg von Boris Pietsch hin, oder muß man fragen: Woher kommt der Weg? Angeblich hat Marcel Duchamp gesagt: »Ich fahre nicht nach Amerika, ich verlasse Paris« und Robert Fripp sagt: »We're moving forward by coming from.« Wo immer auch der Weg hinführt, wichtig sind das Herkommen, das Losgehen, das Auf-dem-Weg-sein, das Weitergehen.

So wird auch die geplante Holzhütte mit dem Gemüsegarten, die direkt neben dem Schiff realisiert werden soll, nur eine weitere Markierung, ein Wegstein, aber kein Ziel sein. Ein Resonanzkörper des Schiffs, das dann auf Reisen gehen soll, z. B. nach Ludwigshafen zur





Zeppelin-Universität oder nach Karlsruhe, im Ideenaustausch mit dem Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM), als vernetzte mobile Denkschmiede, als Ideenlabor, immer in Verbindung mit dem Heimathafen Landwehrplatz. Aber irgendwie erscheint mir das als zu konkret formuliertes Ziel. Sagen wir lieber: Auf seinem Weg von da, wo es herkommt, nach da, wo es hintreibt, soll es auch dort vorbeikommen.

Um aber auf die anfangs gestellte Frage zurückzukommen: Wie kam das Schiff eigentlich, ganz praktisch, auf den Landwehrplatz? Mit der bereits erwähnten Container-Idee, die zwischenzeitlich mit Unterstützung des Dramaturgen Daniel Omlor zur Idee der Einrichtung einer unrealisierbaren Künstler-Container-Kolonie herangewachsen war, wandte sich Pietsch an den dem Theater wohlgesonnenen Ingenieur Rolf Petzold. Von ihm kam sehr spontan die Idee: »Wenn schon Container, warum nicht gleich ein Schiff?« Dieses war dann auch, wie das im Leben nunmal so ist, zufällig und schnell in der Schiffswerft Wirocius in Hanweiler gefunden. Dort hatte es siebzehn Jahre, anfänglich in leidlichem, inzwischen in unleidlichem Zustand gestanden. Eine Birke, bekanntlich eine Pionierpflanze, hatte bereits Wurzeln geschlagen. Nach einigen Verhandlungen mit dem Schiffseigner

übernahm Petzold einen Teil der Finanzierung sowie der Organisation von Transport und Aufstellung des Schiffes. Die notwendigen Vereinbarungen mit den zuständigen städtischen Behörden liefen erstaunlich reibungslos. Ende Januar wurde in einer Sitzung des Stadtplanungsamtes und der Projektgruppe »Innenstadt« die Liegezeit der *Joyce-Medea*, wie Pietsch sie inzwischen nennt, bis Oktober 2013 verlängert. Wenn nur alles so einfach wäre. Aber nein, dann wäre man ja am Ziel, bevor die Suche begonnen hat.

Informationen über dieses und andere Projekte sind auf der Internetseite [www.m-i-t-lab.org](http://www.m-i-t-lab.org) zu finden.